

Montag, 16. September 2019 – Jérôme

Im Licht meiner aufgeblendeten Scheinwerfer taucht rechts ein Schild auf: 70 km/h sind hier erlaubt. Gleich darunter steht: Gefährliche Kreuzung! Jaa, nachts um zwei, mitten in der Pampa, denke ich und grinse. Es wird ein schönes Foto.

»Scheiße!«, fluche ich. An den Blitzer hätte ich mich erinnern müssen! Der ist sogar auf meinem Navi drauf. Der ist immer hier! Aus Reflex trete ich kurz auf die Bremse. Was sich sofort als lebensrettend herausstellt.

Nur ein paar Meter weiter rast von rechts ein Licht heran, gefolgt von etwas Schwarzem und saust wenige Zentimeter vor meiner Haube vorbei. Eine halbe Sekunde später höre ich einen Knall, Metall über Asphalt schlittern, dann noch einen Knall. War das eben ein Motorrad? Das muss mindestens hundertfünfzig Sachen drauf gehabt haben! Ich steige voll in die Eisen und bin eben über die Kreuzung gerutscht, als hinter mir noch irgendwas vorbeirauscht. Bremsen kreischen, noch ein Knall, ein lautes Schrapen, dann eine Explosion. Mann, wo bin ich hier reingeraten? In dieser Gegend ist sonst schlimmstenfalls mit Hasen oder Rehen zu rechnen, die einem vors Auto laufen. Aber die tun das lautlos.

Ich halte auf der dunklen Landstraße an, atme einmal laut aus und versuche auszusteigen. Meine Finger müssen erst suchen, bis sie den Türgriff finden und meine Beine sind plötzlich aus Gummi. Trotzdem schaffe ich es irgendwie, sie auf die Straße zu stellen, dann lege ich meine Hände auf die Tür, um mich daran festzuhalten. Zähle langsam bis sieben. Weil mir die Sieben sympathisch ist. Das hilft. Meine Beine nehmen den Dienst etwas unsicher wieder auf. Ich gehe vorsichtig zurück zur Kreuzung. Ein paar Sterne blinken zwischen den Wolken hindurch.

Neben einem Baum auf der rechten Seite der Querstraße sehe ich eine abgerissene Motorradtasche liegen. Das zweite Fahrzeug liegt vielleicht dreißig Meter weiter mitten auf der Straße auf dem Dach

und brennt. Vermutlich ist es ein PS-starker BMW. Sicher erkennen kann ich das aber nicht.

Ich will nach dem Motorradfahrer sehen. Dass es noch etwas zu retten gibt, erscheint mir höchst unwahrscheinlich, doch nachsehen will ich auf jeden Fall. Ich bin vor langer Zeit selber viel Motorrad gefahren und das war das Horrorszenario: jemandem bei hohem Tempo ausweichen zu müssen und dann irgendwo gegenzuknallen. Das Szenario, vor dem mich Carole, meine Frau, gewarnt hatte, kurz bevor sie von den Bullen erschossen wurde. Seitdem bin ich nie wieder auf ein Motorrad gestiegen, obwohl diese Razzia damals gar nichts mit meinem Motorrad zu tun hatte. Das war einfach aus Respekt vor Carole.

Um den BMW gehe ich in weitem Bogen herum, für den Fall, dass da nochmal irgendwas hochgeht. Deshalb muss ich über eine nasse Wiese. Trotz des Feuers sehe ich kaum, wo ich hintrete.

Etwa zwanzig Meter hinter dem BMW sehe ich im Schein der Flammen etwas dunkles Längliches am Rande der Straße liegen. Als ich näher dran bin, vergesse ich zu atmen. »Oh scheiße!« Es ist ein Lederärmel, ein blutiger Knochen ragt heraus. Hier muss der Mann ein zweites Mal gegen einen Baum gekracht sein. Soll ich wirklich weitergehen? Was wird mich da erwarten? Ich gebe mir einen Ruck und laufe wie in Trance durch das nasse Gras.

Nochmal fünfzehn oder zwanzig Meter weiter liegt der Motorblock mit dem Hinterrad. Und dann – nein, das will ich mir nicht näher ansehen! Eine Masse aus Blut und Leder. Keine Chance, dass da noch Leben drin ist.

Ich drehe mich weg und erst da fällt mir auf, dass ich die letzten Meter an einem Graben entlang gelaufen bin. Genau genommen merke ich es daran, dass meine Beine plötzlich wegrutschen und ich mit dem Hintern im Matsch der Böschung lande. Oh Mann! Aber kein Fluch kommt aus meinem Mund, die ganze Situation ist zu unheimlich. Ich bleibe einen Moment sitzen. Um mich herum ein riesiger Raum aus Dunkelheit mit weit entfernten Sternen, Silhouetten von Alleebäumen und ein flackerndes Feuer. Ein Vogel fliegt lautlos davon. Zu hören ist nur das Knistern des Feuers und dahinter nichts – Stille, beängstigende Stille.

Als ich aus dem Graben raus bin, durchfährt mich der nächste Schreck. Habe ich den Autoschlüssel mitgenommen? Ich weiß es nicht mehr, versuche mir den Moment des Aussteigens in Erinnerung zu rufen, aber da kommt nichts. Ich durchsuche meine Hosentaschen – nur

ein Taschentuch. Wenn der Schlüssel hier im Matsch oder im hohen Gras liegt, muss ich mit einer Taschenlampe zurückkommen, denn das Licht des brennenden Autos reicht nicht bis in den Graben hinein. Dafür muss ich mir allerdings meine Position merken, das heißt den Abstand von der Leiche und den Winkel.

Ich zwingen mich, nochmal hinzusehen, und traue meinen Augen nicht: Hat der Tote sich eben bewegt? Nein, nicht wirklich, oder? Diese Frage lässt mich länger hinschauen, als mir gut tut. Das Bild wird mich wohl noch Jahre verfolgen. Schließlich merke ich, dass ich einer optischen Täuschung aufgesessen bin. Das Flackern der Flammen verschiebt auch unaufhörlich die Grenze zwischen Licht und Schatten. Alle Dinge der Umgebung scheinen dadurch lebendig zu sein. Ich schließe kurz die Augen, atme dreimal tief durch und mache mich auf den Rückweg zu meinem Wagen.

Der brennende BMW gibt jetzt ein vielfarbiges Bild ab. Verschiedene Stoffe, verschiedene Feuerfarben. Ich versuche irgendwas zu erkennen, ob ich Menschen darin sehen kann, doch der ätzende Geruch von brennendem Kunststoff hält mich davon ab, näher ranzugehen. Außerdem wird da mit Sicherheit jede Hilfe zu spät kommen.

Neben dem Baum, gegen den der Motorradfahrer zuerst geknallt ist, sehe ich etwas Helles liegen, das aus der abgerissenen Tasche herausgerutscht ist. Ich zögere einen Moment, dann steige ich über den Graben und gehe hin. Wer in so einem Höllentempo durch die Gegend rast, der muss irgendwie interessant sein.

Es ist ein kleiner Stapel zusammengebundener Briefe. Ich hebe sie auf. Daneben liegt Werkzeug verstreut, das lasse ich liegen. Mit den Briefen in der Hand gehe ich schnell zu meinem Wagen und stelle erleichtert fest, dass der Schlüssel steckt. Die Briefe schiebe ich unter den Beifahrersitz. Nichts wie weg hier! Nicht nur wegen der Toten und meiner nassen Klamotten, in denen mir jetzt auch kalt wird. Nein, ich habe absolut keine Lust, irgendjemandem zu begegnen und mir Fragen stellen zu lassen, zum Beispiel, was ich hier mitten in der Nacht zu suchen habe. Das Blitzerfoto allein kann schon verdammt unangenehme Folgen haben. Damit meine ich nicht die Kohle, das sind Peanuts.

Niemand wird mir nachweisen können, dass ich irgendwas von diesem Unfall mitbekommen habe. Oder? Was ist mit meinen Bremsspuren? Soll ich lieber die Reifen wechseln? Okay, keine Panik, das kann ich später entscheiden. Ich drehe den Schlüssel, der Motor gibt ein

beruhigendes Brummen von sich. Vom BMW her höre ich ein neues Krachen, so etwas wie eine kleine Explosion. Beim Losfahren sehe ich im Scheinwerferlicht etwas blinken, zwei Augen, die schnell wieder verschwinden. Da treibt uns wohl der gleiche Impuls.

Ich habe noch rund zweihundert Kilometer zu fahren und nehme mir vor, jede Geschwindigkeitsbegrenzung penibel einzuhalten. Eine Gefahr, dass ich am Steuer einschlafe, besteht jedenfalls nicht. Mein ganzer Körper vibriert, ungefähr so, als ob ich stundenlang mit einem Presslufthammer gearbeitet hätte.

Unterwegs versuche ich zu verstehen, was ich da gerade erlebt habe. Da ist zuerst der Motorradfahrer - jedenfalls vermute ich, dass es ein Mann war. Er rast über die Kreuzung, ohne sich um Vorfahrtsregeln zu kümmern. Das heißt, er wollte es. Ich habe ihn erst so spät gesehen, weil er durch ein flaches Gebäude des Gewerbegebiets rechts der Straße verdeckt war. Dann hat er meinetwegen ausweichen müssen und das war sein Todesurteil. Der BMW folgt ihm, als ich gerade eben über die Kreuzung bin, ebenfalls in einem Höllentempo. Führen sie ein Rennen oder hat er den Motorradfahrer gejagt? Er ist ins Schleudern gekommen, als er wegen der Motorradteile auf der Straße auf die Bremse gestiegen ist. Die Straßen sind rutschig, weil gerade wieder Erntezeit ist, wodurch Mengen von Ackerboden auf dem Asphalt verteilt wurden. Dadurch muss er gegen einen anderen Baum geknallt und auf dem Dach ein Stück weiter gerutscht sein, ehe der Tank explodierte. Und das war es auch für ihn, also den Fahrer. Oder die Fahrerin. Und eventuelle Beifahrer.

Mindestens zwei Leute sind gestorben und ich habe verdammtes Glück gehabt, dass es mich nicht auch erwischt hat. Was für Idioten!

Ich versuche, einen Radiosender mit ruhiger Musik zu finden, aber es kommt nur der übliche Hitparadenscheiß mit unerträglich dummem Gesabbel dazwischen. Nach welchen Kriterien suchen die Sender eigentlich ihre Sprecher aus? Und in den Nachrichten bringen sie wieder das, was schon seit Wochen kommt: Aufstände in Griechenland, Aufstände in Spanien, Aufstände in Italien, Rezession in Deutschland geht weiter, Entlassungen bei den Banken, die NATO droht Russland, Armut in den Städten nimmt zu. Ich schalte das Radio aus. Ich will nicht darüber nachdenken. Schließlich gibt es in Deutschland genügend reiche Leute, die es nicht einmal nötig haben, ihren wertvollen Schmuck ordentlich zu verstecken.

In meinem dörflichen Zuhause angekommen wünsche ich mir das erste Mal seit mindestens zwanzig Jahren, ein Bier zu trinken. Ich habe natürlich nichts im Haus. Ich trinke grundsätzlich keinen Alkohol, was in so einem Dorf gar nicht leicht durchzuhalten ist. Bei allen möglichen Gelegenheiten kriegt man einen Schnaps angeboten und wird komisch angeguckt, wenn man ablehnt. Inzwischen haben es die meisten Nachbarn akzeptiert, dass ich keinen trinke. Sie vermuten, dass ich früher mal abhängig war – was Quatsch ist. Ich nehme meinen Beruf einfach ernst und gehe kein Risiko ein. Was ich so niemandem auf die Nase binde. Sie fragen auch nicht mehr. Ich wohne in einem Reetdachhaus aus dem vorletzten Jahrhundert, bin seit zwölf Jahren ein Zugezogener, den man freundlich behandelt, der aber niemals richtig dazugehören wird. Was mir durchaus recht ist.

Ich bringe die Früchte meiner Arbeit ins vorgesehene Versteck im Dach meines Gartenhäuschens und mache mir einen schwarzen Tee. Die Küchenuhr zeigt zehn nach vier. Danach lasse ich mich auf mein neues rotes Plüschsofa fallen – ein Spontankauf aus einer sonnigen Laune heraus – und nehme mir die Briefe vor. An Schlaf ist jetzt eh nicht zu denken.

Es sind vier Briefe in einer geschwungenen Mädchenhandschrift. Die Schreiberin heißt Ria, arbeitet in einem Krankenhaus und lebt allein. Sie schreibt an ihren Bruder Cornelius Sesel, genannt Conny. Darin erwähnt sie auch Connys Vorliebe für schwere Motorräder. Die ihm vor zwei Stunden zum Verhängnis geworden ist.

Selbst wenn ich wollte, könnte ich Ria nichts über den Tod ihres Bruders mitteilen, denn die Briefe haben keinen Absender. Aber ich will sowieso nicht. Meine Anwesenheit am Unfallort darf nicht bekannt werden. Außerdem bleiben ihr so ein paar frohe Lebensstunden mehr, hoffe ich für sie.

Die ersten drei Briefe enthalten eher Belangloses: Berichte über Kolleginnen, Nachbarn und einen nervigen Hund. Ich staune darüber, dass eine vermutlich junge Frau tatsächlich Briefe schreibt. Ich selbst tue das zwar auch, weil es sicherer ist als Telefon, Emails und was es inzwischen sonst noch alles gibt. Hat Ria vielleicht irgendwas zu verbergen? Enthalten die Briefe einen geheimen Code?

Aus dem vierten Brief fällt ein USB-Stick heraus. Der Brief selbst stammt vom 31. August. Ich sehe auf meine Uhr: Heute ist der 16. September.

Ria erzählt von einem Experiment, an dem sie wegen des sehr guten Honorars teilnehmen will. Zwanzig Tage, für die sie nicht einmal Urlaub nehmen muss, weil sie endlich ihre Überstunden abbummeln kann. Soziales Zusammenleben unter primitiven Bedingungen ohne Kontakt zur Außenwelt, Beginn: 1. September. Aber sie hat kalte Füße bekommen und bittet ihren Bruder, Details herauszufinden: »Pass auf mich auf, bitte!«

Das Experiment soll von der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz durchgeführt werden, Abteilung Kommunikationspsychologie. Ria hat nachgeforscht und herausgefunden, dass es eine solche Abteilung dort gar nicht gibt.

Nun ja, denke ich, vielleicht ist es eine Unterabteilung. Kein Grund zur Panik. Aber dass eine renommierte Uni eine Art Dschungel-Experiment durchführt und dafür noch viel Geld ausgibt, kommt mir komisch vor. Und natürlich frage ich mich, mit wem Ria eigentlich Kontakt gehabt hat wegen des Experiments, wenn es nicht die Uni selbst war. Deshalb beschließe ich, vor dem Schlafengehen einen kurzen Blick auf den Inhalt des USB-Sticks zu werfen.

Es wird ein längerer Blick, denn Conny scheint ein begnadeter Hacker zu sein. Vielmehr gewesen zu sein. Ich begreife sehr schnell, dass er eine hochbrisante Sammlung von Dokumenten über dieses Experiment auf seinen Stick kopiert hat. Die Quelle ist erstmal unklar, es taucht immer wieder »IGS« auf, was wohl die Abkürzung für die dahinter stehende Organisation ist. Offenbar sind alle oder die meisten Dokumente als »nationale Sicherheit – strengstens geheim« deklariert. Das klingt nicht nach Uni.

Was mich dann völlig um den Schlaf bringt, ist die Teilnehmerliste, die ich mir als erstes vornehme. Neben der Krankenschwester Ria Tuschow, 27 Jahre alt, finde ich den Eintrag: Christine Debords, 21, Psychologie-Studentin. Meine Tochter! Christine! Es ist, als ob mir jemand einen Tritt in den Magen gibt und gleichzeitig einen Schlag vor die Stirn. Ich halte den Atem an und mir wird schwindlig.

Christine, die ich schon seit drei Wochen versuche zu erreichen. Warum hat sie mir nichts von diesem Experiment erzählt? In welcher Gefahr befindet sie sich jetzt? Wer ist diese IGS? Mafia? Nee, die deklarieren ihre Papiere nicht als nationale Sicherheit. Geheimdienst? Gut Möglich. Was ist der wirkliche Zweck? Und vor allem: Wo ist Christine?

Ich sehe sie vor mir in unserem kleinen Garten, als sie fünf Jahre alt ist, kurz vor dem Mord an ihrer Mutter. Ein munteres Kind mit dunklen Löckchen, das am liebsten auf jeden Baum in der Umgebung geklettert wäre. Damals wohnten wir in einer Kleinstadt in der Nähe von Strasbourg. Sie bewarf mich mit Kastanien, ich weiß nicht mehr warum. Wahrscheinlich weil ich sie geneckt hatte. Ein Bild, das für sieben lange Jahre das letzte war und das auch nur in meiner Erinnerung. Ich hatte mir damals nichts mehr gewünscht, als für Christine sorgen zu können, wenn ich schon nicht mehr mit Carole sein konnte, doch der Kontakt zu ihr hätte mich in den Knast gebracht.

An dem Morgen, als die Bullen kamen, hatte Christine noch in ihrem Bett gelegen. Die Schüsse müssen sie geweckt haben, aber ich hatte keine Zeit mehr, mich von ihr zu verabschieden. Als die Bullen Sturm klingelten, wusste ich, was los war. Zum Glück war ich bereits angezogen und bin sofort durch das Badfenster und über den vorbereiteten Weg über die Nachbardächer geflüchtet. Gerade als Carole die Tür öffnen wollte, krachte eine MP-Salve durch die Tür. Die Bullen durchsuchten die Wohnung, während Carole verblutete.

Für Christine muss es der Schock fürs Leben gewesen sein: die Mutter tot, der Vater verschwunden. Sie wurde dann von meiner Mutter Cecile aufgenommen, wo sie es zum Glück gut hatte.

Eine Zeit lang hatte ich mir versucht einzureden, dass es an einer Reihung unglücklicher Zufälle gelegen hat, dass sie auf mich gekommen waren. Damit mich meine Schuldgefühle nicht fertig machten. Das war natürlich nur die halbe Wahrheit. Die Schuld blieb und ich konnte nichts daran ändern, auch nicht, wenn ich mich gestellt hätte. Aus dem Knast heraus hätte ich erst recht nicht für Christine sorgen können.

Ich hatte drei Tage vorher einen Bullen zusammengeschlagen, der – ich weiß bis heute nicht wodurch – auf die Luxuswohnung aufmerksam geworden war, in der ich gerade die Juwelen aus dem Nachtschrank der Besitzerin räumte. Er passte mich vor der Wohnungstür ab, ein dicker alter Sack, der seine Fähigkeiten total überschätzte. Ich war 26, ein trainierter Schläger. Mein großer Fehler war, dass ich seine Dienstpistole mitnahm. Ich hatte sie in den nächsten Teich entsorgt, aber das wussten die Bullen nicht. Sie mussten annehmen, dass ich sie noch hatte, als sie meine Wohnung stürmten. Natürlich hätten sie Carole deshalb nicht erschießen dürfen, doch ohne meine Dummheit wäre es vielleicht anders gelaufen. Diese bittere Last muss

ich für immer tragen, ebenso wie die Last, dass ich als Vater versagt habe.

Erst sieben Jahre später habe ich Christine und Cecile wiedergesehen, unter allergrößten Sicherheitsvorkehrungen in Prag. Es war ein kurzes, für mich und Cecile bewegendes Treffen, aber Christine schien seltsam desinteressiert. Es war wohl ihre Art, sich zu schützen. Ich hatte mir zwischenzeitlich einen neuen Namen besorgt: Muller, französisch ausgesprochen, und war nach Deutschland gezogen.

Es gab danach regelmäßige heimliche Treffen, die beiden wurden anscheinend nicht mehr überwacht. Christine weiß, dass ich ihr Vater bin, aber nach außen hin bin ich eine Urlaubsbekanntschaft von Cecile. Und über diesen Tag, der das Leben der Fünfjährigen mit einem Schlag brutal veränderte, hatte sie nie mit mir sprechen wollen, sich angeblich nicht mal daran erinnert. Auch wollte sie kein Geld von mir annehmen, obwohl ich genug davon hatte.

Mein ganzes Leben besteht aus Lügen! Hat Christine deswegen so wenig Vertrauen zu mir? Kann ich das jetzt noch ändern? Ich muss es auf jeden Fall versuchen!

Ich sehe wieder auf den Bildschirm. Conny hat die Dokumente offenbar in großer Eile kopiert, denn beim flüchtigen Durchsehen ist keine Ordnung zu erkennen. Ein grober Überblick lässt mich Überwachungsprotokolle, Berichte, Tagebucheinträge und maschinell erstellte Abhörprotokolle erkennen.

Die Dateien tragen alle das gleiche Erstellungsdatum, den 12. September. Vor vier Tagen ist es Conny also gelungen, in die Rechner der oder des IGS einzudringen, wer auch immer das ist. Und die haben seine Spur zurückverfolgen können und ihn gejagt.

Ich befürchte, dass seine Überlebenschance bei dieser Jagd auch ohne mich gleich null gewesen wäre. Wenigstens sind dabei auch seine Jäger draufgegangen. Naja, einer oder zwei. So eine Organisation hat ganz sicher ein paar mehr Leute, die zu allem fähig sind. Und wenn die herausbekommen sollten, dass diese Dokumente nun bei mir gelandet sind ...

Egal, jetzt geht es nicht um mich, sondern um Christine. Meine Tochter ist für mich der wichtigste Mensch auf dieser Welt. Und offensichtlich ist sie in den Fängen einer Organisation, die bereit und willens ist, Menschen für experimentelle Zwecke zu töten. Bei diesen Gedanken merke ich, dass ich sämtliche Muskeln angespannt und die

Fäuste geballt habe: Ich muss sie da rausholen und zwar schnell und ohne irgendwelche Rücksichten! Ganz schnell!

Doch ich will Connys Kopien wach und konzentriert durchgehen, um einen Ansatzpunkt für mein weiteres Vorgehen zu finden. Deshalb lege ich mich ins Bett und versuche, ein bisschen zu schlafen. Es gelingt mir nicht. Ich wälze mich hin und her und mal ist es zu kalt, mal zu warm. Einmal höre ich von draußen ein komisches Geräusch und denke einen Moment lang, dass das bereits die Verfolger sind. Aber ich will mich nicht verrückt machen. Für diesen Job muss ich cool bleiben. Wahrscheinlich waren das irgendwelche Tiere. Ich habe schon früher festgestellt, dass es in diesem alten Haus und auch draußen Geräusche gibt, für die ich keine Erklärung finde. Nach drei Stunden stehe ich wieder auf, dusche kalt und koche mir einen starken Kaffee. Während der Kaffee durchläuft, mache ich im Wohnzimmer Liegestütze, um den Puls hochzutreiben. Danach fühle ich mich ein bisschen zittrig, aber wach genug für das, was jetzt zu tun ist.

Ich setze mich an meinen Schreibtisch, auf den von links die Morgensonne scheint, schiebe ein paar Zettel und Stifte zur Seite und trenne meinen PC vom Internet, bevor ich den USB-Stick einstecke. Sicher ist sicher. Aber werden nicht anschließend irgendwelche Kopien der Kopien auf dem Rechner bleiben? Bei den heutigen Betriebssystemen hat man ja überhaupt keine Ahnung mehr, was noch irgendwo temporär oder in trash-Ordnern gespeichert wird, selbst wenn man die Dateien längst gelöscht hat. Beziehungsweise glaubt, sie gelöscht zu haben. Nur die Spione von NSA, BND und so weiter – IGS? – wissen, wo sie suchen müssen.

Soll ich mir einen zweiten Rechner für die IGS-Sachen besorgen? Nein, das Wichtigste ist jetzt, schnell zu sein. Auch wenn ich damit gegen meine Prinzipien verstoße, denn schnell zu handeln bedeutet fast immer höheres Risiko.

Doch wo soll ich anfangen? Es sind 91 Dateien von sehr unterschiedlicher Größe. Die Dateinamen geben keinen Hinweis auf eine Reihenfolge und die Erstellungsdaten zeigen nur an, wann Conny sie kopiert hat. Nur die Inhalte enthalten ein Datum, das heißt, ich muss jede Datei erstmal öffnen, um herauszufinden, von wann sie stammt.

Ich bin ein ordnungsliebender Mensch geworden und ich schätze eine detaillierte Planung. Ich habe gelernt, meine ungestüme Art von früher zu zügeln. Das ist in meinem Beruf absolut notwendig. Deshalb nehme ich mir auch jetzt die Zeit, um die IGS-Dateien in eine datums-

mäßige Reihenfolge zu bringen. Ich will sie aber nicht permanent auf meinem Rechner haben, darum verschiebe ich sie auf einen eigenen Stick. Dann verpacke ich Connys Stick und Rias Briefe in Folie und gehe damit in den Garten. In den Nachbargärten scheint trotz des Sonnenscheins niemand zu sein. Ich vergrabe alles und rücke den Hauklotz auf die Stelle.

IGS Forschungsprojekt FinResist – Leitung – L-EG – 01.09.19

W-MH berichtet – siehe dort – von Unfall nach der Kaperung. Beim Einweisen des Busses in den Schuppen stolperte W-GM rückwärts und fiel mit dem Kopf auf einen Stein. Tödlich. Muss schnellstens ersetzt werden. Wir haben niemand mehr, der dafür abkömmlich ist. Welcher von den Neuen kann das machen? Präs. fragen.

Versuchspersonen wurden ohne besondere Zwischenfälle in vorgesehene Unterkunft geführt. Funkverbindung zum Wachpersonal einwandfrei. VP in zwei Gruppen eingeteilt, keine ernsthaften Widerstände. Kameras mit leichten Tonstörungen. L-MG kümmert sich.

VP glauben wie beabsichtigt, in der Hand von Kriminellen zu sein. Alle sehr eingeschüchtert. Nur der Koch in Gruppe A – VP-JA – musste zwangsweise beruhigt werden. Die Krankenschwester – VP-RT – versorgt ihn. Hat vermutlich nur Hämatome. Werde prophylaktisch mehr Schmerzmittel und Verbandsmaterial anfordern. Wir hätten vielleicht keinen Afrikaner nehmen sollen. Näheres siehe Bericht W-MS.

Ich lehne mich zurück und versuche, meine Schultern zu entspannen. Bemerke ein leichtes Vibrieren in meinen Beinen. Doch noch Müdigkeit? Aufregung? Ich nehme mir vor, das zu ignorieren und konzentriere mich auf den Bildschirm. Der Abkürzungsfimmel macht das Lesen nicht gerade leicht. L-EG ist vermutlich der Leiter dieser Gefangennahme, L-MG in der Leitungsgruppe für die Technik zuständig. Die Leitungsgruppe ist nicht vor Ort, sondern überwacht das Ganze per Funk und mit Kameras. Das alles ist ein klarer Hinweis auf eine größere Organisation – staatlich womöglich? – und eine längerfristige Planung.

Wenn dem so ist, brauche ich mir über einen Hinweis an die Polizei keine Gedanken zu machen. Connys Tod ist Mahnung genug. Dass sie ihn so schnell finden konnten – wäre das ohne die Hilfe staatlicher Institutionen überhaupt möglich?

Das Ziel dieser Organisation ist jedenfalls ein anderes als das, was den Teilnehmern angekündigt worden ist. Aber welches? Um Geld

kann es nicht gehen, das zeigen mir die Berufsangaben der Gefangenen: Elektriker, Busfahrer, Marktfräule, Bankangestellter, Putzfräule, Studentin – auch eine Managerin ist dabei, ein Rechtsanwalt und ein Wirtschaftsjournalist. Gibt es eine Verbindung zwischen diesen Menschen? Und was bedeutet der Projektname FinResist? Widerstand bis zum Ende? Welches Ende droht den Gefangenen am 20. September?

Die sogenannte Teilnehmerliste führt nur die Gefangenen auf, nicht die Leitung und nicht die Wachleute. Der Koch VP-JA heißt Jérôme Abali und VP-RT ist meine Briefschreiberin Ria Tuschow.

Der Bericht des Wachmanns MH, den ich jetzt vor mir habe, ist anscheinend mit einem Spracherkennungsprogramm aufgezeichnet worden. Das erspart den Leuten die Tipparbeit.

IGS Forschungsprojekt FinResist – W-MH – 01.09.19 – by speech-recog 3.0

große scheiße gunna hat nicht aufgepasst ist rückwärts aufen stein geknallt der ist hinüber war nicht mehr zu retten was soll man machen -pause- die übernahme vom bus lief aber problem los die fahrt zur hütte auch -stop-

IGS Forschungsprojekt FinResist – W-MH – 01.09.19 – by speech-recog 3.0

bus hat angehalten wir rein alles nach plan nur der neger hat alarm gemacht na markus hatz geregelt nix gebrochen glaubich hamm ja ne schwester krankenschwester meinich -pause- dann nach fahrt zur hütte alle raus außen bus alles nach plan wenn der gunna nicht na scheiße -pause- jedenfalls sind jetzt alle drin inner hütte alles nach plan -pause- also zwei gruppen problem los die hamm sich nur beschwert wegen der kloß na ich möchte da auch nicht sitzen zum kacken -pause- sonst wie gesagt alles nach plan alles unter kontrolle -pause- brauchen ersatz für gunna

IGS Forschungsprojekt FinResist – W-MS – 01.09.19 – by speech-recog 3.0

ja okay ich kanns kurz machen also der neger der den koch machen soll hat so im bus rum krah kehlt hab ihm erst mal was auf den solar plexus hab gedacht das reicht aber inner hütte hat er wieders maul auf gerissen und wollte auf christian los da habe ich ihm die beine weg gehauen und -pause- wassen los nee warte mal ich muss hier erst den bericht also warte mal -pause- wo war ich ach ja beine weg gehauen da hat er nichts mehr gemacht -pause- bisschen blut inner ich meine im gesicht aber die krankentusse hatz ihm gleich weg gemacht ach scheiß nichts schlimmes passiert -pause- reicht das

Ich denke lieber nicht daran, was diese Typen mit Christine machen könnten. Nein, Jérôme – irgendwie komisch, dass der afrikanische

Koch denselben Vornamen hat wie ich –, nein, ich muss alles vermeiden, was das klare Denken behindert. Wenn ich diese Burschen in die Finger kriege, wird mir schon was einfallen, was ich mit denen mache. Aber erstmal brauche ich noch einen Kaffee.

Während ich darauf warte, dass das Wasser kocht, sehe ich aus dem Küchenfenster. Auf einem Zaunpfosten an der Grenze zum Nachbargarten hockt ein Bussard, der einen Spatzen in den Krallen hat. Er bewegt sich nicht. Auf was wartet der? Keine Ahnung. Er holt sich sein Fressen, ohne weiter drüber nachzudenken. So einfach kann das Leben sein. Als ich mich abwende, sehe ich, wie er mit seinem Opfer davonfliegt.

Mit dem heißen Kaffeebecher in der Hand setze ich mich wieder an meinen Schreibtisch. Wie kann ich herausfinden, wo die sogenannten Versuchspersonen festgehalten werden? Über Angehörige der anderen Gefangenen? Die wenigen engeren Freunde von Christine habe ich ja schon ausgiebig genervt, von denen weiß keiner was. Ebenso meine Mutter, die sonst immer so gut informiert ist. Ich muss bei den anderen fündig werden.

Den genauen Ort kann keiner kennen, da der Bus unterwegs gekapert worden ist. Aber vielleicht weiß jemand den Abfahrtsort oder wenigstens die Region.

Ich öffne noch einmal die Teilnehmerliste. Leider enthält sie keine Adressen. Bloß Name, Alter und Beruf. Und das Kürzel. Ich suche einige seltene Namen aus der Liste heraus und notiere sie mir. Danach ziehe ich den Stick raus, verbinde den Rechner mit dem Internet und mache mich auf die Suche. Das Unterwäsche-Model Corinna von Elsborg gibt es nur bei einer Agentur, für die Schauspielerin Anastasia von der Loh finde ich lediglich ein öffentliches Facebook-Profil mit über 700 angeblichen Freunden. Das ist alles andere als vielversprechend, abgesehen davon, dass ich selbst keinen Facebook-Account habe. Dann gibt es tatsächlich eine Telefonnummer von Rechtsanwalt Henry Bubert-Meisenstein mit Frankfurter Vorwahl, jedoch ohne Adresse. Nur Ria finde ich mit Adresse und Telefonnummer. In Osnabrück. Außerdem suche ich noch nach Connys Nummer, finde aber keine. Er war wahrscheinlich nur über Handy erreichbar.

Ich muss davon ausgehen, dass diese Nummern überwacht werden, deshalb will ich nicht von zu Hause aus anrufen. Hätte ich heute Nacht das neue iPhone mitgehen lassen sollen, das so präsent auf dem Wohnzimmertisch lag? Ich verwerfe den Gedanken gleich wieder,

denn um nicht geortet zu werden, hätte ich das Ding ausschalten müssen und ohne PIN hätte ich es erstmal nicht benutzen können. Abgesehen von den sonstigen Fallen, die heute in Smartphones eingebaut werden. Ich beschließe, nach Hamburg zu fahren. Am Hauptbahnhof gibt es noch Telefonzellen. Genauer gesagt: Telefonsäulen. Ohne Schutz drumrum. Damit man auch keine Durchsage überhört. Was für ein Service.

Der Lärm in der Bahnhofshalle ist lauter, als ich ihn in Erinnerung habe. Kaum verständliche Durchsagen mit starkem Hall, quietschende Zugbremsen, Pfiffe, anfahrende Züge. Keine der Telefonsäulen ist besetzt, mindestens jeder Zweite, der durch die Halle läuft, hat ein Smartphone in der Hand. Mit meiner Kreditkarte will ich natürlich nicht telefonieren, also besorge ich mir an einem Kiosk eine Telefonkarte. Die junge Verkäuferin mit ihren blonden Rastalocken starrt mich an wie einen Dinosaurier und muss eine ganze Weile danach suchen. Ja, so fällt man auch auf. Wer mit der Technik geht, hinterlässt tausende von Spuren, aber wer es nicht tut, landet irgendwann in der Rasterfahndung. So wie das damals bei der RAF gewesen sein musste: Wer Miete und Strom bar bezahlte – geht das heute überhaupt noch? –, konnte eines Tages das SEK in der Tür haben und nicht alle haben das überlebt.

Eine ruhige Telefonsäule finde ich nicht, ich muss mir den Hörer ans Ohr pressen, um etwas verstehen zu können. Die Nummer der Model-Agentur ist ungültig und in der Rechtsanwalts-Kanzlei läuft eine Ansage, dass ich doch bitte während der Bürozeiten anrufen solle. Was ich gerade zweifelsfrei tue. Also hat der Herr Bubert-Meisenstein keine Sekretärin oder sonst jemanden im Büro. Wieso meldet sich eigentlich ein Rechtsanwalt für eine so seltsame Forschung an, auch wenn angeblich eine angesehene Uni dahinter steckt? Offensichtlich hat er kaum Klienten und das Honorar, das ihm für diese Sache versprochen wurde, bringt mehr Geld auf sein Konto als er in der gleichen Zeit als Anwalt hätte verdienen können. Und dafür hat er nun jahrelang studiert. Na, das ist nicht mein Problem.

Bei Rias Nummer kommt immer das Besetztzeichen. Ich probiere es eine Dreiviertelstunde lang von verschiedenen Säulen, dann gebe ich auf. Aus ihren Briefen habe ich geschlossen, dass sie ihre Wohnung alleine bewohnt, folglich wird wohl niemand so lange von ihrem Apparat aus quatschen. Irgendjemand hat den Anschluss lahmgelegt.

Auf dem Rückweg in der Bahn, eingeklemt zwischen heimfahrenden Schülern, die sich gegenseitig ihre Handy-Fotos oder Videos zeigen, überlege ich, wie ich mehr über IGS herausfinden kann. Conny hat es geschafft, aber ich bin kein Hacker. Und Conny hat dafür mit dem Leben bezahlt. Seine Adresse habe ich durch Rias Briefe. Osterholz-Scharmbeck, kurz vor Bremen. Allerdings dürften seine Jäger die Wohnung inzwischen gründlich auf den Kopf gestellt haben. Wenn Conny da irgendetwas versteckt hat ... doch haben sie dafür solche Spezialisten wie mich? Unwahrscheinlich. Das ist eine sehr schwache Spur, aber eine andere habe ich im Moment nicht.

In der Lüneburger Altstadt suche ich mir ein Internet-Café. Ich bin der einzige Kunde. Sonst ist nur ein junger Angestellter da, der mit irgendeinem bunten Game beschäftigt ist, während er mir mit der freien Hand die Anmeldekarte rüberschiebt, ohne den Blick von seinem Bildschirm zu nehmen.

Ich will mir das Haus anschauen, in dem Conny wohnt. Mit google street view, dem besten Helferlein für Menschen in meiner Branche. Ich finde an seiner Adresse einen dreistöckigen Sechziger-Jahre-Bau, unten ein Fernsehgeschäft mit Alarmanlage. Eine der beiden Wohnungen darüber muss Connys sein. Falls es nicht nach hinten heraus auch noch Wohnungen gibt. Die müssten allerdings ziemlich klein sein. Ich präge mir die Bilder ein und hoffe, das sich da bis heute nichts verändert hat. Die Aufnahme ist vier Jahre alt.

Zuhause angekommen bin ich wirklich todmüde. Ich habe mich gerade ausgezogen, um einen weiteren Schlafversuch zu unternehmen, da klingelt es an der Haustür. Ich fühle mich sofort von Adrenalin überflutet und bin wieder hellwach. Soll ich flüchten wie Conny? Habe ich eine Chance? Oder warten sie hinter meinem Haus, dass ich über die Terrasse rauskomme?

Ich habe keine Waffe im Haus. Ich verachte Menschen, die andere mit einer Schusswaffe bedrohen oder gar angreifen. Haben Connys Jäger Schusswaffen gehabt? Wahrscheinlich. Stehen jetzt deren Kollegen vor meiner Tür?

Es klingelt noch einmal. Okay, ich atme tief durch, um ruhig zu werden. Immerhin bin ich Kampfsportler. Karate, seit fast zwanzig Jahren. Auch wenn es gegen eine Pistole eher nutzlos ist. Nein, sie werden mich nicht gleich niederknallen, ohne nach Connys Dateien zu fragen. Ich ziehe meinen Bademantel an und öffne vorsichtig die Tür, die

dummerweise keinen Spion hat. Da habe ich mich schon längst drum kümmern wollen.

Vor mir steht Karola, meine zweiundsiebzigjährige Nachbarin, in ihren alten Gartenklamotten, Gummistiefeln und mit Kopftuch nach Piratenart gebunden. Ich entspanne mich. Hoffentlich will sie nicht, dass ich ihr im Garten etwas helfe.

Sie sieht mich mit einem ironischen Lächeln an, wohl wegen meines Bademantels um diese Tageszeit. Dann teilt sie mir mit, dass nächsten Sonntag bei ihr in der Garage Herzbinden für den sechzigsten Geburtstag von Agnes, einer weiteren Nachbarin ist. Ich sage ihr, ich würde versuchen zu kommen, will es aber nicht versprechen, weil ein ›geschäftlicher Termin‹ dazwischen kommen könnte.

Meine Legende im Dorf ist, dass ich als Erfinder und Maschinen-Designer viel unterwegs bin, um Kunden bei der Einrichtung ihrer Geräte oder bei Problemen zu helfen. Dass ich oft erst spät nachts nach Hause komme, erklärt sich dadurch, dass diese Kunden eben weit weg sind. Das hat bisher niemand in Frage gestellt. Die Menschen hier haben ihre eigenen Probleme. Gute Nachbarschaft ist mir wichtig und wenn man möglichst wenig über sich preisgeben will, ist ein freundlich zugewandtes Auftreten die beste Option.

Danach schlafe ich tatsächlich zwei Stunden. Kurz nach drei Uhr nachmittags wache ich auf. Es ist immer noch der 16. September. Nur vier Tage Zeit, Christine zu finden. Höchstens.

Beim Anziehen versuche ich, mir einen Plan zu machen. Nach Osterholz fährt man um diese Zeit geschätzte zwei Stunden. Ich will mir Connys Wohnung erst am späteren Abend ansehen. Dann lässt es sich auch leichter herausfinden, ob da noch jemand drin wohnt. Was mir sehr unwahrscheinlich vorkommt. Außerdem muss ich einiges für diesen Ausflug vorbereiten.

Ich mache mir wieder einen Kaffee und zwingen mich, wenigstens ein paar Kekse zu essen, obwohl ich nicht den geringsten Hunger habe. Und widme mich weiter der Lektüre der IGS-Dokumente.

IGS Forschungsprojekt FinResist – L-GGF – 01.09.19

Erste Beobachtung der VP nach Gefangennahme:

Keine Panik, Ausraster nur durch den afrikanischen Koch. (Damit bestätigt sich meine von Anfang an geäußerte Befürchtung, dass dieser das Versuchsfeld in negativer Weise beeinflussen wird und dadurch die zu gewinnenden Erkenntnisse abschwächt

bzw. relativiert.) In Gruppe B scheint die Schauspielerin VP-AL geeignet für eine Sonderrolle zu sein, obwohl sie es durch ihr unattraktives Äußeres schwer haben wird, das Vertrauen der anderen zu bekommen. Die anderen in dieser Gruppe sind nach dem ersten Eindruck Duckmäuser. Haben wir wirklich ein halbwegs realistisches Bevölkerungsabbild? In Gruppe A sollten wir einen Mann für eine Sonderrolle nehmen, ich habe aber noch keinen klaren Favoriten. Den Afrikaner auf keinen Fall, vielleicht den Journalisten VP-BA oder den Elektriker VP-MH. Der Busfahrer VP-HN scheint mir zu schwach zu sein, zu wenig belastbar. – Wir könnten die Sonderfunktion auch teilen. Zunächst möchte ich aber abwarten, ob eine solche Spalterrolle überhaupt notwendig wird.

Diese Berichte bleiben intern, oder?

Ich möchte hier meine Einschätzung kundtun, wer die erste Heulsuse sein wird, beruhend rein auf der Beobachtung von Körperhaltung und Bewegung:

Gruppe A: Der Busfahrer

Gruppe B: Die Psychologie-Studentin (mein Gott, wie viele von denen habe ich heulen gesehen!)

Ich möchte nicht darüber nachdenken, mit welchen Methoden diese ›Forscherin‹ – meinem Eindruck nach ist es eine Frau – die Menschen zum Heulen bringen will. Trotzdem fühle ich, wie angesichts des hohen Zeitdrucks mein Hals eng wird. Womöglich sind die ›Versuchspersonen‹ schon heute in einem kritischen Zustand?

Die nächsten Berichte sind ziemlich kryptisch. Da ist von Anweisungen nach Plan die Rede, einen solchen Plan habe ich bisher aber nicht entdeckt. Es fällt mir auch schwer, mich zu konzentrieren, denn zu viel Kaffee macht mich müde und dieser Effekt ist gerade eingetreten. Wahrscheinlich trägt auch meine Angst, nicht wirklich helfen zu können, zu dieser Müdigkeit bei.

Soweit ich das herauslesen kann, geht es bei den Anweisungen um bestimmte Vorgaben, wie die Gefangenen immer ein Stückchen mehr schikaniert werden, um ihre Reaktionen zu testen und auszuwerten. Ein längerer Text ist dabei von einem Soziologen, der so mit Fremdwörtern gespickt ist, dass er für mich völlig unverständlich ist. Entweder will der Typ irgendwen beeindrucken oder er hat in Wirklichkeit nichts zu sagen und versteckt das in ausuferndem Spezialisten-Gequatsche.

Die Berichte von den Wachtypen handeln zwischen den Zeilen vor allem davon, wie geil sich Macht anfühlt. Wie sie einzelne Gefangene mal hierhin, mal dorthin geschickt haben, wie sie Infos verweigerten

oder Fragen mit Drohungen beantwortet haben. Allerdings beschwerten sie sich auch immer wieder, dass sie sich nicht so austoben dürfen, wie sie wollen. Und dass sie zu wenig Schlaf kriegen.

Ich schaffe es nur bis zum 6. September, dann wird mir schlecht. Es ist nicht der geringste Hinweis dabei, wo sich dieses Folterlager befinden könnte.

1. September – Christine

Gustavsburg gehört gar nicht zu Mainz, sondern zu Ginsheim. Aber der Bahnhof heißt trotzdem Mainz-Gustavsburg, weil er früher mal zu Mainz gehörte. So hatte es ihr eine ältere Mitfahrerin gerade erklärt. Christine war es egal. Sie hatte nur befürchtet, nicht pünktlich zu sein, doch nun war es geschafft: 15:52 Uhr zeigte die Bahnsteiguhr der S8. Christine nahm ihren Rollkoffer und zog ihn durch das Bahnhofsgelände auf den Vorplatz. Die Sonne schien, die Luft war etwas diesig.

Sie sah sich um und war erstmal irritiert: kein Bus zu sehen. Aber an der einzigen Bushaltestelle standen mehrere Leute mit Koffern. Sie ging hin und fragte einen der Männer, einen schlanken Mittdreißiger in Sakko und Jeans: »Warten Sie auch hier wegen dieses Projekts von der Uni Mainz?«

»Ja.« Der Mann nickte und Christine bemerkte, wie die anderen sie ansahen. Die einen neugierig, andere taxierend, andere scheinbar desinteressiert. Es war eine sehr gemischte Gruppe, eine Frau war ungefähr in Christines Alter, andere Teilnehmer gingen sicher auf die Sechzig zu. Und dazwischen war auch alles dabei. Einige rauchten.

Mit denen soll ich jetzt zwanzig Tage klarkommen?, fragte sie sich. Aber sie hatte durch ihr Studium genug Gruppenerfahrung, um zu wissen, dass in solchen Situationen der erste Eindruck täuscht. Erstmal machten alle dicht, später konnten richtige Freundschaften daraus entstehen. Im Moment war ihr das nicht so wichtig. Sie war hier, um zwischenmenschliche Erfahrungen zu sammeln, die ihr später helfen konnten, eine gute Therapeutin zu werden.

»Weiß jemand Näheres, wo wir hinfahren und wie der Ablauf ist?«, fragte sie in die Runde.

Die meisten schüttelten den Kopf. Ein grauhaariger Mann im Anzug blickte sie strafend an: »Seien Sie nicht so ungeduldig!«

»Ich bin nun mal so! Kennen Sie nicht den Spruch: Wer nicht fragt, bleibt dumm?« Na, so grau wie der aussieht, kennt er ihn wohl wirklich nicht, dachte sie. Zum Glück sind noch andere Leute dabei. Der Graue hatte auch gar nicht geantwortet.

Der Bus kam Punkt 16 Uhr, vorne dran stand: Sonderfahrt. Der Fahrer, ein unauffälliger rundlicher Typ in den Dreißigern, stieg aus und öffnete die Klappe für die Gepäckstücke.

»Wohin geht es denn?«, fragte ihn Christine.

»Keine Ahnung. Das kriegen wir gleich mitgeteilt.«

Das fand sie komisch, aber nicht beunruhigend. »Ist das eine Geheimsache?« Der Fahrer zuckte mit den Schultern und half einer älteren Frau beim Einladen.

Endlich saßen alle im Bus: acht Frauen, sieben Männer und der Busfahrer. Warum sollte die Abfahrt ausgerechnet hier sein?, fragte sie sich. Da die meisten Teilnehmer wie sie selbst sicher eine längere Anfahrt hatten, wäre der Mainzer Hauptbahnhof die bessere Wahl gewesen. Na, wir kriegen sicher bald Erklärungen. Christine hatte keine Angehörigen bei den anderen gesehen und niemanden von der Organisation. Das kam ihr noch komischer vor. Okay, der Busfahrer wird seine Anweisungen haben.

Der Bus hatte ungefähr 30 Plätze, die meisten Teilnehmer saßen wie Christine allein. Auf den ersten Blick gab es niemanden, den sie besonders interessant fand. Die meisten waren sowieso deutlich älter als sie. Sie legte ihren kleinen Rucksack auf den Sitz neben sich und beschloss, die Ereignisse auf sich zukommen zu lassen.

Dann kam doch jemand. Ein Mann im dunkelgrauen Anzug stieg in den Bus, etwa sechzig Jahre alt, groß, schlank, dynamisch, kurze graue Haare. Er stellte sich vorne im Mittelgang auf. Mit einer schnellen Bewegung hob er die Hand, um sich Ruhe zu verschaffen. »Guten Tag, meine Damen und Herren, mein Name ist Wilhelm Steinmann. Ich bin der Leiter Ihrer kleinen Expedition. Wie Ihnen bekannt ist, wird unser Experiment ohne Kontakt zur Außenwelt stattfinden und das ab sofort.« Er sah sich kurz um, ob irgendjemand widersprechen würde. Allerdings machte er nicht den Eindruck, als ob er Widerspruch akzeptieren wollte. »Deshalb möchte ich Sie nun bitten, mir Ihre Handys zu überlassen. Die werden Sie selbstverständlich am zwanzigsten zu-

rückerhalten.« Er ging nach hinten, um dort mit dem Einsammeln zu beginnen.

Niemand wagte es zu protestieren und alle übergaben ihm brav ihre Handys, die er in eine Aktentasche steckte. Nur eine ältere Frau, Christine schätzte sie auf Mitte fünfzig, meinte, sie hätte so etwas nicht. Der Mann griff sich ihre Handtasche, die sie auf dem Schoß hielt, und sah wortlos nach. Mit einem knappen Nicken gab er sie ihr zurück.

Der Busfahrer sagte, dass er sein Handy doch bräuchte, falls es irgendwo Probleme gäbe. »Nicht nötig«, sagte der Mann, der sich Steinmann nannte. »Ich bleibe hinter Ihnen.«

»Aber das Bus-GPS funktioniert nicht!«

»Das weiß ich. – Sie kriegen Ihre Anweisungen über Funk.«

Dann steckte der Mann auch das Handy des Busfahrers ein, bedeutete ihm mit einem knappen Handzeichen, dass er losfahren könnte, murmelte »Richtung Autobahn« und stieg aus.

Im Bus herrschte betretenes Schweigen. Der Fahrer schüttelte den Kopf, schließlich schloss er die Tür und legte den Gang ein.

»Und wenn der Typ einfach nur ein Dieb ist?«, fragte Christine laut. »Wir hätten uns wenigstens einen Ausweis zeigen lassen sollen.« Sie sah aus dem Fenster, aber Steinmann war schon verschwunden.

»Stimmt!«, sagte die brünette junge Frau vor ihr, die sie später als Krankenschwester Ria Tuschow kennenlernen sollte. »Das war ziemlich blöd von uns. Jetzt ist er weg.«